

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

130 (5.6.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Verbrecher-Jagden und -Schlachten

Menschliches Wild — Hintertreppenromane, die Wirklichkeit werden — Ueber Dächer, durch Wälder — Die Schreckensjagd in den Straßen von Köln — Artilleriefeuer auf Zumeleubiehe — Mörderjagd durch Deutschland

Eine Verbrecherjagd, wie sie in den Annalen der Kriminalistik nicht alltäglich ist, hält die Bevölkerung des märkischen Ores Groh-Kreuz und seiner Umgebung in atemloser Spannung. Was man sonst nur in Sensationsfilmen zu sehen und in Schundromanen zu lesen bekommt, wird hier Wirklichkeit: ein Feuergefecht zwischen Polizei und Verbrechern, bei dem es Tote und Verwundete gibt, die gelungene Flucht eines der Verfolgten, der sich nicht etwa verflüchtigt, sondern led einen neuen Einbruch verübt, und zu dessen Bestrafung starke Polizeieinheiten aufgegeben werden müssen. Ihnen haben sich noch an die hundert freiwillige Helfer aus der Bevölkerung angeschlossen, die bei Tag und Nacht das eine Ufer der Havel abstreifen, um zu verhindern, daß der flüchtige Bandit schwimmend die andere Seite erreiche. Fährten und Bahnhöfe der Umgegend sind von der Polizei besetzt, Schupo-Beamte und bemahlene Bauern durchstreifen die Wälder und Schottnungen, um des Gelächters habhaft zu werden. Erst kürzlich berichteten die Blätter von einer aufregenden Verbrecherjagd durch den Tiergarten in Berlin, doch verlief diese nicht so verhängnisvoll für die Verfolger wie die Jagd im Wald an der Havel.

Aber es gibt auch zahlreiche Vorkommnisse ähnlicher Art, bei denen die Verbrecher ihre feindselige Haltung gegenüber der menschlichen Gesellschaft, der sie Feindschaft geschworen haben, auf nachdrücklichere Weise dokumentieren und, zum Neuesten entschlossen, den Bürgern der öffentlichen Ordnung Schrecken liefern, bei denen Menschenleben nicht gespart werden. Eine der sensationellsten Verbrecherjagden, deren sich deutsche Kriminalisten erinnern, war die Verfolgung des Raubmörders Rudolf Hennig, der im Jahre 1906 viel von sich reden machte. Der Leiharbeiter Hennig hatte einen Kellner im Grünwald ermordet und beraubt und durch seine fühne Flucht Sensation, Angst und Schrecken um sich verbreitet. Das Bewußtsein, daß der Täter im Gewähl der Großstadt untergetaucht war, lastete auf Berlin wie ein Alb; man machte sich auf neue Verbrechen gefaßt; der Mordfall war geradezu ein Schreckgespenst der Hauptstadt. In der Nacht vom 2. zum 3. März 1906 wurde der Hauptbahnhof von einem Schreckensjäger in der Nähe des Sektierers Bahnhofes gefolgt; es gelang ihm jedoch, sich in ein Haus zu retten, und nun begann etwas, was es bis dahin in der Geschichte der deutschen Polizei noch nicht gegeben hatte: eine wilde Jagd über die Dächer. Über Hennig verlor seine Gefährtenwart nicht; in einem Haus der Weihenburger Straße machte er eine Metamorphose durch, die ihm noch einmal die Freiheit sicherte; er zog sich nämlich Filzanzug an, die ihm ein wohlbekanntes Gesicht ausstrahlte, und verließ unbehelligt wie ein biederer, harmloser Bewohner das Haus, vor dem eine dicht gedrängte Menschenmenge den atemraubenden Vorgängen auf den Dächern des Häuserblocks aufsaß. Wenn der Dieb reif ist, holt ihn ein hinterer Büttel ein", laut ein altes Sprichwort, das sich auch an Hennig bewahrheitete. Einige Wochen später wurde der Verbrecher, den die geschickte Verfolgung fast zu einer legendären Figur gemacht hatte, in Steil bei einem simplen Fahrraddiebstahl erwischt. Augenblicklich setzte er sich auf Wehr und schoß den Kriminalbeamten an, dem es wohl kaum besser erging als Hennig. Er schloß sich dem Verfolger an, schlug ihn mit einem Revolver auf den Kopf und ließ ihn erstarben, den Leuten mitzunehmen und der Gerechtigkeit zu überliefern.

Ähnere schnelllebige, schnell vergehende Zeit muß an einen anderen Fall dieser Art erinnert werden, der sich vor nicht ganz zwei Jahren in Köln zugetragen hat. In dem Vorort Rippes wurden am 22. Oktober 1928 zwei flüchtige Raubmörder, die Brüder Heider, von Straßenpatrouillen erkannt. Die Verfolgung wurde sofort aufgenommen, obwohl die beiden Verbrecher rücksichtslos feuerten und einen Motorradfahrer tödlich verwundeten. Auf der Flucht hielten sie einen Straßenbahnwagen an, zwangen Führer und Fahrgäste mit vorgehaltenen Revolver zum Aussteigen, fuhren in rasendem Tempo davon, während der eine Heider aus dem Wagen auf das Publikum feuerte. Inzwischen was das Ueberfallkommando auf dem Kampfplatz erschienen und hatte den Straßenbahnwagen unter Feuer genommen. Plötzlich bremsten die Verbrecher, sprangen ab und verließen sich im Gebüsch beim Zoologischen Garten. Die Polizei, die inzwischen auf eine Stärke von 250 Mann angewachsen war, umzingelte das Gelände und begann ein Feuergefecht, das von den in die Enge getriebenen Mördern aufs heftigste erwidert wurde. Die Opfer dieser Schlacht waren neben dem bereits erwähnten Zivilisten der eine der Brüder der tot am Platze blieb, und drei schwer verletzte Polizeibeamte. Der ältere

Heider entkam und nahm sich später das Leben. Nur durch einen zufälligen Unfall wurde noch größeres Unglück verhindert. Der Straßenbahnwagen, der inzwischen führerlos weitergerollt war, wurde von einem Polizeibeamten unter Lebensgefahr angehalten; wenige Sekunden später wäre er auf einen vollbesetzten Straßenbahnwagen aufgefahren.

Man sieht, auch in Deutschland sind Vorkommnisse möglich, die man allgemein als lokale Spezialitäten von Chicago oder London-Gotland betrachtet. London-Gotland war übrigens einmal der Schauplatz einer Verbrecherjagd und Verbrecherflucht, bei der sogar Artillerie aufgebracht wurde. Am 17. Dezember 1910 hatte in Southditch, im östlichen Teil der Themelstadt, zwischen drei Männern, die bei einem Einbruch in ein Juwelengeschäft überfallen worden waren, und der Polizei ein Gefecht stattgefunden, das drei Polizisten das Leben kostete. Die Verbrecher selbst, die verheerend einen ihrer Genossen angefallen hatten, entkamen und konnten erst vier Wochen später in ihrem Schlafwinkel gefasst werden. Die Polizei hatte ihre Geener richtig eingeschätzt und mobilisiert alle umliegenden Häuser räumen lassen. Tausend Polizisten beanannten die Verfolger. Die Verbrecher eröffneten das Feuer, in dem sie sich als so vorzügliche Schützlinge bewährten, daß man eine Abteilung schottischer Garde, als diese nichts ausgerichtet, Artillerie zu Hilfe rufen mußte. Das Haus, in dem sich die Verbrecher verborgen hatten, ging in der Mittagsstunde des 3. Januar 1911 in Flammen auf. Alles, was zu einer richtigen Schlacht gehört: aufstrebende Flammen eines brennenden Hauses, schneidende Klingen von dem damaligen Innenminister Churchill, der einen Kampf zwischen über 1000 Soldaten und Polizisten mit zwei oder drei Verbrechern aus. Aus allen Teilen Londons hatten sich Neugierige eingefunden, und etwa 100 000 Menschen sahen dem Verlauf dieses wahnwitzigen Kampfes zu. Als die Feuerwehr dann endlich erschienen war und den Brand soweit gelöscht hatte, daß die Polizei in das Haus eindringen konnte, wurden nur noch zwei von Gefolgsleuten durchbohrte und halbverlebte Leichen gefunden.

In den Jahren vor dem Kriege füllten die Taten der Pariser Automobildiebe eine fähige Rubrik in den Zeitungen. Diese Verbrecher hatten einen Schlafwinkel in Reagentur-Marne. Die „Apogeeville" war nur durch einen schmalen Fußweg zu erreichen und leicht zu verteidigen; eine wahre Falle für jeden, der es wagte, sich mit unruhlichen Wächtern zu nähern. Der Chef der Pariser Sicherheitspolizei hatte die Banditen in ihrem Versteck aufgespürt, war aber bei einem ersten Versuch, die Jona Geheuten zu überrennen, verunglückt worden. Es wurde daher ein in der Nähe garnisonierendes Jägerregiment zu Hilfe gerufen. Bald hatte sich eine richtige Schlacht entzündet, die Soldaten gingen in Dedung, die Polizisten schlobernten von den umliegenden Gebäuden Steine auf die Villa, um das Dach abzubeden; dann versuchte man es mit einem handgranatenangriff und schließlich wurden zwei Bomben geschleudert, um das Haus in die Luft zu sprengen. Die Detonation erfolgte, aber die Villa blieb stehen. Stundenlang tobte der Kampf bis in die tiefe Nacht; man schlobernte Geschosse mit Sprengstoff, aber die Mauern der Villa widerstande noch immer. Endlich ging man, um ein Ende zu machen, zum Angriff über, zwei Polizisten fielen beim Sturm über die überrennen drängten noch und fanden den einen Verbrecher, dessen Brust von Kugeln durchlöchert war, tot, den anderen verunndet, in eine Matrasse gewickelt und in wahnwitziger Wut seinen Revolver abfeuernd. Er starb eine Stunde später an seinen Wunden; die wütende Volksmenge hatte den Schmerzerleuten loschen wollen.

Durch halb Deutschland ging die Jagd auf die Mörder Balther Rothhaus, Aern und Fischer, die schließlich einzelfest wurden und sich in die Bura Saalek zurückzogen, wo sie sich das Leben nahmen.

Die älteste Landesbücherei

Die Antwort auf die Frage nach der ältesten Landesbücherei wird manchem überraschend sein: es ist die von dem asirischen König Assurbanipal, der von 668 bis 630 v. Chr. regierte angelegte Sammlung von Tontafeln mit Texten in Keilschrift, die man bei den Ruinen der alten Paläste in Nineve ausgegraben hat. Die Tafeln werden heute im Britischen Museum in London aufbewahrt. Die Schriftzeichen auf den Tafeln, die mit

edigen Griffeln, wahrscheinlich Bambusstäben, in die Tafeln eingegraben wurden, sind so klein, daß man sie meist nur mit einer Lupe lesen kann. Die Bücherei enthält vor allem amtliche Schreiben, in denen man sich an den König direkt wendete. So wird beispielsweise der König in einem Schreiben gefragt, ob die edeln Tiere des Königs, Pferde und Maultiere, die aus Kleinasien eingeführt wurden, im Falle gehalten oder auf die Weide gebracht werden sollten. Ein andermal hatte der Weinsteller nicht genügend Raum für die vielen Fische, in denen man den Wein abzusogen hatte, und der König wurde gefragt, wie dafür Raum zu schaffen sei. Außer diesen amtlichen Schreiben enthält die Ton-Bücherei auch banal als noch zahlreiche grammatikalische Werke verschiedener Art, Wortlisten, Sammlungen von ganzen Redewendungen. Die Aufzeichnung dieser Literatur hat sich als höchst wertvoll erwiesen für die Entzifferung der Keilschrift.

Assurbanipal ist übrigens identisch mit dem jagenden König Sardanapal, der fälschlich als Schwelger und Prasser geschildert wird. Tatsächlich war Assurbanipal ein höchst kriegerischer König, zugleich jedoch auch ein Förderer der Wissenschaften, wie die Bücherei beweist, die aus mehr als 20 000 Keilschriftplatten besteht. Diese Zahl dürfte auch für eine Bücherei von heute einen ansehnlichen Bestand darstellen, und diese Tatsache zeigt, daß unsere Kulturfortschritte bei weitem nicht so groß sind, wie wir uns gern einbilden.

Senfgas und Phosgen

(Die Wege der modernen Giftgaschemie)

Die fürchterlichste Waffe, die in der zweiten Hälfte des Weltkrieges auf beiden Fronten zur Anwendung kam, war das Giftgas. Aber seine Wirkung nicht selbst miterlebt hat, hat sicher noch viele in den vielen Kriegsbüchern darüber gelesen. So schildert Remarque zum Beispiel, wie nach einem Gasangriff die jüdischen unruhlichen Refuten, die in Granattrümmern Dedung genommen haben, die Gasmaske zu früh abnehmen, und erbebenförmigen Mengen des Gases, das sich am Boden des Trichters gesammelt hatte, einatmen. Auch die Schilderungen der Gasarete, in denen Gasstrafe einen tagelangen, qualvollen Tod sterben, wird man so leicht nicht vergessen.

Das gefährlichste und bekannteste dieser Gifte ist das „Senfgas", der sogenannte „Gelbkreuzstoff". Dieses Gift kann in flüssiger Form auf die Erde gesprengt werden. Es hält sich dort sehr lange, und entwickelt ganz allmählich keine Dämpfe. Schwere, unheilbare, aber zum Tod führende Schädigungen der inneren Organe sind die Folgeerscheinungen. Dazu kommen empfindliche Schädigungen der äußeren Haut, sogar durch die Kleider hindurch.

Ein anderes Giftgas, Phosgen, hat erst vor noch nicht allzu langer Zeit bei der Hamburger Katastrophe seine fürchterlichen Wirkungen erwiesen. Schon allererste Menschen dieses Gases sind durch brennend. Wengen, die unter normalen Verhältnissen erst dann wahrgenommen werden, wenn es zu spät ist.

Eine Reihe von Chemikern in den außerdeutschen Ländern beschäftigte sich auch heute noch mit der Herstellung von Giftgasen und mit der Erfindung von Schutzmitteln. Im Jahre 1906 war bekanntlich die Gasmaske das einzige Mittel gegen die Einatmung der giftigen Gase. Sie wird heute noch zu friedlichen Zwecken von der chemischen und in dem chemischen Laboratorium gebraucht. Die Gasmaske wird aber unbrauchbar, wenn man weder den Zeitpunkt der Gasabgabe noch das Gasgemisch kennt. Die sicht- und riechbaren Gase, die im Weltkrieges benutzt wurden, sind längst durch andere ersetzt. Sauerstoff und chemische Filter, die beide in den Gasmasken verwandt wurden, bieten gegen sie keinen Schutz mehr.

Man darf annehmen, daß eine fortschreitende Erfindungskraft auf dem Gebiet der Giftgase einen außerordentlichen Krieg unbrauchbar machen wird. Ernsthaftige Abrijung aber, die nicht nur auf dem Papier steht, wird es nicht zu diesem letzten Schreckmittel kommen lassen und wird die wissenschaftlichen Energien, die darauf verwandt werden, freimachen für fruchtbarere Aufbauarbeiten, damit die Technik der Freund der Menschheit bleibe und nicht über den Kopf wachse.

Allerlei

So schreibt man Memoiren. Ein hübsches Beispiel dafür, wie Erinnerungen täuschen oder vielmehr ausgeschmückt werden, um interessant zu machen, findet sich in den Kriegserinnerungen des englischen konservativen Politikers Winston Churchill. Der Kaiser berichtet dort u. a. gerührt, wie ergriffen er gewesen sei am Morgen des 11. November 1918, an dem der Waffenstillstand abgeschlossen wurde, die Uhr des „Big Ben", der berühmtesten Glocke von London, schlugen, schlugen in Keilschrift, die man bei den Ruinen der alten Paläste in Nineve ausgegraben hat. Die Tafeln werden heute im Britischen Museum in London aufbewahrt. Die Schriftzeichen auf den Tafeln, die mit

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood
Copyright by Französischer Verlagshandlung, Stuttgart.

(Nachdruck verboten.)
20
Drunten am Green Loon waren Bierrot und Nevele mit vielerlei Dingen beschäftigt, so emsig beschäftigt, daß Bierrot bisweilen die Furcht und den Schrecken in der Luft vergaß. Nevele hatte ihn schon völlig vergessen. Es war „Koten Mond", die Zeit der ungeduldrigen Vorfreude der Winterjagd. Nevele tauchte vorläufig in die Fellen, wohl an die hundert, in lodendes Fellebuckel, das mit Silberfett vermergt war, während Bierrot neue Fellen machte. Wenn er für länger als einen Tag von zu Hause fortging, begleitete sie ihn immer. Aber auch zu Hause gab es viel zu tun, denn Bierrot begann, wie alle seine Genossen im Norden, mit den Vorbereitungen auf den Winter nie früher, als bis der scharfe Geruch des Herbstes in der Luft lag. Er mußte seine Schneeschuhe herrichten, Holz mußte im Vorrat geschlagen werden, solange die Winterstürme noch nicht bliesen, die Blockhütte mußte mit Wäulen ausgeschattet werden, ein neues Schlittengehirn mußte angefertigt werden, die Messer zum Abbalgen der Tiere mußten geschärft und Winterstiefel mußten gemacht werden, furs, Geschäfte genug waren zu erledigen bis herab zur Ausbesserung des Fleischnetzes, das an der Rückseite der Blockhütte hing. In diesem Netz werden vom ersten bis zum letzten kalten Tag die Keulen von Wildbret, Karibu und Eich hängen; sie sind für die Küche bestimmt und, wenn die Fische fetter werden, auch für die Hunde. Bei dem Umtrieb zu dieser Zeit konnte Nevele Billo nicht mehr so viel Aufmerksamkeit schenken, wie in den letzten Wochen. Sie spielten nicht mehr so oft miteinander, sie schammen auch nicht mehr zusammen, denn morgens lag die Erde auf der Erde und das Wasser war eifig kalt. Sie gingen nicht mehr in den Wald, um nach Blumen und Beeren zu suchen. Stundenlang pflegte jetzt Billo Nevele zu Füßen zu liegen und ihr bei der Arbeit zuzusehen. Sie legte ihm die Hand auf den Kopf und sprach mit ihm, manchmal in ihrer weichen Indianersprache, manchmal englisch, manchmal französisch. Ihre Stimme, die Bewegung ihrer Lippen, ihre Handbewegungen und die Stimmungen, mit denen Licht und Schatten in ihrem Gesicht wechselten, lernte er verstehen. Er mußte, was es bedeutete, wenn sie den Mund zu einem Lächeln verlor. Wenn sie aus vollem Halse lachte, schüttelte er sich vor Freude,

hüpfte und sprang um sie herum. Er nahm teil an ihrem Glück und ein ernstes Wort aus ihrem Mund war schimmer für ihn als Schläge. Bierrot hatte ihn zweimal geschlagen, zweimal hatte ihn Billo mit gefestigten Zähnen und einem wütenden Knurren gestößt, wobei er die Haare auf dem Rücken wie eine Bürste sträubte. Hatte sich einer der anderen Hunde so gesetzt, dann hätte ihn Bierrot halbtot geschlagen. Das wäre Meuterei gewesen und der Mensch muß herr sein. Aber Billo war immer gelichter. Eine Berührung von der Hand Neveles oder ein Wort aus ihrem Munde genügt, daß sich die gesträubten Haare wieder legten und das Knurren in der Kehle erstarb.

Bierrot mißfiel dieses Verhalten Billos nicht einmal. „Dieu! nie will ich so weit gehen und ihm das aussprechen zu versuchen", sagte er zu sich selber. „Er ist ein Barbar, ein wildes Tier und ihr Mensch ergeben. Am liebsten würde er töten!"

So kam es durch Bierrot selber, ohne daß er einen Grund hierfür angeben hätte, daß Billo kein Schlittenhund wurde. Er wurde in Freiheit gelassen und nie eingepannt wie die anderen. Nevele freute sich darüber, erriet aber nicht im geringsten was Bierrot damit vorhatte. Bierrot selber dachte sich ins Fäustchen. Sie wird es nie erfahren, warum er Billo ständig zum Argwohn und Verdacht, manchmal sogar bis zum Haß auf ihn trieb. Das erforderte aber unendlich viel Geschick und Gewandtheit auf seiner Seite. Er rechnete so:

„Wenn ich ihn so weit bringe, daß er mich haßt, dann wird er alle Männer hassen, Men-oo! und das ist gut!"

So bereitete er sich für die Zukunft vor, um Neveles willen. Jetzt brachten die herrlichen Tage und kalten und frostigen Nächte des „Koten Mondes" die große Veränderung in Billos Leben. Es war unausweichlich. Bierrot mußte, daß es soweit kommen mußte, und als sich Billo zum erstenmal in der Nacht auf die Dinterbeine setzte und zum „Koten Mond" hinaufschaute, bereitete Bierrot Nevele darauf vor.

„Das ist ein wilder Hund, Nevele", sagte er zu ihr. „Er ist halb Wolf, und das Heulen wird ihn mächtig loden. Er wird in den Wald hinauslaufen und einige Zeit für uns unsichtbar sein. Wir dürfen ihn aber nicht halten. Er wird wiederkommen, er findet den Weg zurück!" Bierrot stand im Mondschein während er dies sagte und rief sich die Hände, bis die Knöchel knackten.

Die Lodung kam zu Billo wie der Dieb in der Nacht, langsam und leise. Zuerst fand er sie nicht. Sie machte ihn aufgeregt und unruhig, so rubeltes, doch ihn Nevele oft im Schlaf leise winkeln hörte. Er wartete auf irgendetwas. Aber worauf? Bierrot mußte

es und lagte in seiner unergründlichen Art und Weise. Dann kam es auf einmal so weit. Eine herrliche Nacht breitete sich über den Erbe, der Mond und die Sterne fanden am Himmel, um den Boden war mit Reif überzogen. So weiter Ferne her drang das Heulen der Wölfe! Während des Sommers hatte man das Heulen eines einzelnen Wolfes gehört, das aber war ein Rudel — und es das Heulen durch die unermessliche, geheimnisvolle Stelle der Nacht zu ihnen herüberdrang, dieses wilde Lied, das seit den lösen Zeiten erklingt, wenn der „Koten Mond" am Himmel leuchtet, wachte Bierrot, daß endlich das getommen war, was er schon lange erwartet hatte. Und im Augenblick war Billo bei ihm. Seine Musteln strafften sich und wurden hart wie Stahlgründe, als er im Mondlicht stand und die Rolle in die Richtung streckte, aus der die geheimnisvollen, mitreisenden Laute kamen. Billo winkelte leise, und als sich Bierrot zu Billo herunterbeugte, um im Dunkel der Nacht besser zu sehen, bemerkte er, daß er unterte.

„Er ist me-too!" sagte er leise zu Nevele. „Ja, es war die Stimme des Blutes, das in Billos Adern rauschte, aber nicht nur die Stimme seiner Art, sondern die Stimme Wotans und Graumolles und deren Vorfahren unsichtbar erschienen: es war die Stimme der Seinen. Das hatte Bierrot schon gesagt und er hatte Recht. In dieser überhellsten Nacht war er „Reibe" noch ab, denn sie spielte am höchsten, sie mußte verstanden oder geminnen. Sie sprach kein Wort, antwortete nicht der Stimme des Blutes, sondern hielt den Atem an, als ob sie den dämlichen Schritt für Schritt in den Schatten der Nacht untertauchen sah. In wenigen Augenblicken war nichts mehr von ihm zu sehen. Da richtete sie sich straff auf, warf den Kopf in die Höhe, rief: „Billo!" rief sie. „Billo! Billo! Billo!"

Er mußte erst am einmal langsam aufsteigen, da stand Billo schon wieder an ihrer Seite. Wie ein Pfeil so schnell war er gekommen und schaute winkelnd zu ihr auf. Nevele legte ihm die Hand auf den Kopf.

„Du hast recht Vater", sagte sie, er wird zu den Wälfen gehen, aber er wird auch wieder zurückkommen. Nie wird er mich verlassen, während sie mit der anderen in die dichtgehäusete Dunkelheit des Waldes hinausging. „Woh zu ihnen, Billo!" rief Bierrot. „Aber du mußt wiederkommen. Du mußt. Cheemo!"

(Fortsetzung folgt.)